

## Vom schwierigen Umgang mit dem anvertrauten Geld

Wohl niemals zuvor hat die Finanzwirtschaft im kirchlichen Handeln einen so großen Raum eingenommen, als wie das in unseren Tagen der Fall ist, und wohl niemals zuvor hat es einen so gut und zweckentsprechend durchkonstruierten Apparat zur Verwaltung der kirchlichen Finanzen gegeben. Konnten in vergangenen Zeiten die Immobilien und Pfründen noch gewissermaßen nebenamtlich von Klosteräbten, Domkapiteln, Pfarrern und Kuratoren verwaltet werden, so sind inzwischen längst Juristen und Nationalökonomnen, Steuer- und Verwaltungsfachleute weitgehend an ihre Stelle getreten – und die Kybernetiker sind im Begriff, sich zu ihnen zu gesellen.

Um so überraschender eigentlich die Tatsache, daß sich die Theologie dieses Phänomens bisher nur am Rande angenommen hat. Und wo dies geschehen ist, läßt sich eine weitere bemerkenswerte Feststellung treffen: Man könnte, wenn man sich in der theologischen und praktisch-kirchlichen Literatur umschaut nach Aussagen über das Verhältnis der christlichen Gemeinde zu den ihr anvertrauten Geldmitteln, zu dem Eindruck gelangen, das bekannte Herrenwort, das der Apostel Paulus beim Abschied von den Ältesten in Ephesus (Apg. 20) zitiert, habe doch wohl gelautet, daß das Nehmen seliger als das Geben sei! Jedenfalls begegnet man weit häufiger Äußerungen über die Strukturen des kirchlichen Finanzwesens, über die Einnahmequellen, wie sie sich im Laufe der Kirchengeschichte erschlossen haben, auch über die ethischen Aspekte der Verwaltung von Finanzmitteln und Vermögen, als daß man sich Gedanken macht über die kirchliche Ausgabenwirtschaft. Da ist es schon viel, wenn man etwa in dem zehnspeiligen Artikel in der RGG unter dem Stichwort »Finanzwesen« wenigstens den Satz findet, es müsse »als ein Mangel bezeichnet werden, daß der im Wirtschaftsleben geforderten ›sozialen Bilanz‹ keine geistliche Bilanz im kirchlichen Finanzwesen entspricht. Zur tatsächlichen ›Entlastung‹ wäre bei der kirchlichen Jahresrechnung eine Gewissenserforschung nötig, wie weit mit dem Geldaufwand der geistliche Auftrag der Gemeinden und Kirchen erfüllt worden ist« (E. Kleinstück in: Religion in Geschichte und Gegenwart, 2. Aufl., Bd. 2, Tübingen 1958, Sp. 955).

In den nachfolgenden Überlegungen soll der Versuch unternommen werden, ein Stück Gewissenserforschung in dem angedeuteten Sinne zu betreiben, be-

zogen auf das Gebiet der Diasporahilfe, die uns im Werk des Martin Luther-Bundes und seiner Gliedvereine aufgetragen ist. Es soll gefragt werden nach der Art und Weise, wie das uns in unserem Werk anvertraute Geld ausgegeben (und das heißt in diesem speziellen Falle meist: »weitergegeben«) wird. Es wird sich schnell zeigen, daß auch auf diesem Felde – und nicht nur bei dem in einem freien kirchlichen Werk naturgemäß vorrangigen Aufspüren von Geldquellen – Probleme bestehen, die zu erkennen und zu lösen sind.

Im Zusammenhang mit der Kollekte, die er unter den Heidenchristen für die Gemeinde in Jerusalem sammelt, schreibt Paulus nach Rom (Röm. 15, 30 f.): »Helft mir kämpfen mit Beten für mich zu Gott, daß ... mein Dienst, den ich für Jerusalem tue, angenehm werde den Heiligen.« Es war also keineswegs selbstverständlich, daß jene Sammlung, so notwendig sie materiell gesehen auch sein mochte, in Jerusalem auch willkommen wäre. Sie war wohl auch nicht nur zur Linderung äußerer Not bestimmt; und nicht allein die Anerkennung der Jerusalemer Gemeinde – als der führenden Muttergemeinde der christlichen Kirche – sollte sich hier dokumentieren, sondern die Geldsammlung sollte zugleich die Einheit des Leibes Christi, die Einheit der Kirche aus Juden und Heiden bezeugen. Die Frage war, ob man in Jerusalem dieses Zeichen annehmen und es damit beglaubigen würde.

Die verantwortliche Verwaltung und Weitergabe des anvertrauten Geldes kann also nicht ohne die gründliche Kenntnis der Situation des Empfängers und ohne ebenso gründliches Nachdenken über die geistlichen Implikationen und Konsequenzen der Tatsache, daß zwischen Christen, Gemeinden oder Kirchen Geld den Besitzer wechselt, geschehen. In dem – im übrigen durchaus sachlich und nüchtern gehaltenen – Brief eines der führenden Männer einer kleinen westeuropäischen lutherischen Diasporakirche, die bis dahin noch nicht auf Unterstützung von außen angewiesen war, deren Finanzlage nun aber doch die Hilfe der Christen des Auslandes nahelegte, konnten wir kürzlich lesen: »Unsere Finanzen sind sehr viel schmaler geworden, und wir begreifen sehr wohl, daß wir – finanziell gesehen – ganz in Ihrer Hand sind.« Wie also – so wäre auf diesem Hintergrund zu fragen – konkretisiert sich in unserer Finanzpraxis das Miteinander in dem einen Leibe Christi? Darf da einer in die Hand des anderen geraten? Wir haben es bei dem angeschnittenen Problembereich mit einer Fragestellung zu tun, die sich heute auf dem weiten Felde der ökumenischen Diakonie mannigfaltig stellt, wie denn überhaupt die Arbeit der Diasporawerke in jenen großen Kontext hineingehört. Weil es aber der Aneignung eines bestimmten Vokabulars und einer Einführung in die gelegentlich kafkaesk anmutende Vielfalt der ökumenischen Strukturen und Kompetenzen bedürfte (in denen sich sowieso nur einige Insider auskennen, die mit dem Instrumentarium von Ökumene und

Diakonie, Entwicklungsdienst, zwischenkirchlicher Hilfe und Weltmission meisterhaft umzugehen wissen), soll dieser Zusammenhang hier nur apostrophiert werden. Es sei lediglich auf eine Entwicklung hingewiesen, welche sich seit einigen Jahren auf jenem unübersehbaren Felde abzeichnet und welche die Antwort auf die Frage, wie sich das Miteinander in dem einen Leibe Christi in Bezug auf die internationalen Verbindungen zwischen Kirchen, Gemeinden und Werken der Kirche und im Blick auf das Geld konkretisiert, sehr schwer macht. Es ist auf der einen Seite die Entwicklung zu immer größeren, globaleren Strukturen. Zu jener Zeit, als die ökumenische Hilfe aufblühte (zumeist in der Gestalt der Nothilfe), in den zwanziger Jahren und dann verstärkt nach dem Zweiten Weltkrieg, war es noch möglich, spontan auf bestimmte Notstände und Katastrophen zu reagieren. Dies war dann oft die Sache einzelner Charismatiker oder kleiner Gruppen, die ihre Sachkenntnis erst vor Ort, in der Konfrontation mit der Not gewannen. Inzwischen ist aus der Spontaneität die systematische Aktion geworden, eingangsgesetzt von gut ausgebildeten Fachleuten und zwangsläufig in immer unpersönlichere Dimensionen hineingewachsen. Es waren eben nicht nur aus dem Augenblick erwachsene, historisch bedingte, sondern auch strukturell bedingte Ursachen der Not zu erkennen und aus der Welt zu schaffen. So kam denn zur unmittelbaren Katastrophenhilfe die Entwicklungshilfe hinzu – und mit ihr die umfassenderen Arbeitsformen.

Natürlich hat hierzu auch die politische Entwicklung beigetragen. Was für die jungen Nationen der sogenannten »Dritten Welt« gilt, gilt auch für viele Kirchen. Jedes Land der Dritten Welt würde, wenn es die Wahl hätte, lieber einen Kredit bei der Weltbank aufnehmen als bei einem anderen Nationalstaat. Es ist im Bereich der Kirche nicht anders, und nicht zuletzt hieraus erklärt sich, daß auf dem Gebiet der zwischenkirchlichen Hilfe in den letzten beiden Jahrzehnten die Bedeutung der multilateralen Zusammenhänge laufend zugenommen hat (wenn man auch inzwischen hier und da inzwischen eine aus der angedeuteten Entwicklung resultierende Heimatlosigkeit zu spüren meint). Zweifellos sind auf diesem Wege die falschen Abhängigkeiten, welche nun wirklich nicht dem Miteinander in dem einen Leibe des Herrn entsprechen würden, leichter zu vermeiden. Niemand wird leugnen, daß es solche falschen Abhängigkeiten gegeben hat und daß sie an einigen Stellen immer noch existieren – auch auf dem Gebiet der Diasporahilfe. Sie hatten sogar oft einen guten Grund: War man es nicht den Spendern schuldig, den Weg ihres Geldes zu verfolgen und sich davon zu überzeugen, daß es seiner Bestimmung gemäß verwendet würde? Und würde man nicht willigere Spender finden, wenn man sie möglichst umfassend darüber informieren könnte, was mit ihren Gaben beabsichtigt war? Aber umgekehrt: Mußte sich nicht der Empfänger der Gaben entmündigt fühlen, so als ob man

ihm die Verantwortung für eine sinnvolle Verwendung des Geldes nicht zutraute?

Natürlich hat die angedeutete Entwicklung zu den multilateralen Strukturen – konkret gesprochen: das zunehmende Gewicht der gesamtkirchlichen Organisationen im nationalen Raum und ihrer internationalen Partner in der Ökumene – nicht nur einsichtige technische und politische Gründe gehabt. Es kommt eine als ideologisch zu bezeichnende Komponente hinzu: »der homo politicus unserer Tage hat gelernt, großräumig, d. h. in weitreichenden Konzeptionen und globalen Strategien zu denken. Er hat deshalb leicht auch im Blick auf die Kirche neue Vorstellungen von einer weltweiten Einheitsstruktur und den dazugehörigen planmäßig funktionierenden Kooperationsverhältnissen. Man stößt dabei oft auf die Idee eines hierarchischen Wirkzusammenhanges, der für die *Una Sancta* das ergeben soll, was für die Menschheit bisher vergeblich von der UNO erhofft wurde. In diesem Denken spielt dann – möglicherweise unabsichtlich, aber spürbar – die Macht eine größere Rolle als das Recht, und die Organisationen bekommen unter der Hand Vorrang vor dem Menschen. Wenn nicht gerade die politischen Idealvorstellungen einer Diktatur des Proletariats oder einer zentral geplanten Weltinnenpolitik auf kirchliche Verhältnisse übertragen werden, so ist doch der Geist der Zeit in den Überlegungen zum Thema Ökumene oder Weltkirche vielfältig spürbar. Zuweilen steigt sogar das Wunschbild einer Oligarchie der befähigsten und für die kirchlichen Zentralen geeignetsten Funktionäre auf, dessen Verwirklichung dann zwangsläufig auch in der Kirche zu dem erfolglosen Gerangel führen würde, über das wir uns in der Welt so ärgern« (Gottfried Klapper, *Das ärgerliche Wort »Diaspora«*, in: *Lutherische Kirche in der Welt*, Folge 23, 1976, S. 56 f.).

Es ist auf der anderen Seite eine andere, der oben geschilderten auf das Umfassende gerichteten Tendenz geradezu entgegengesetzte Beobachtung in die Überlegung einzubeziehen. In den letzten Jahren ist in den Gemeinden das Mißtrauen gegen die Anonymität und Unüberschaubarkeit der großen multilateralen Hilfsprogramme nicht gerade geringer geworden. Möglicherweise ist das Antirassismus-Programm des Ökumenischen Rates der Kirchen für viele auch hinsichtlich der Möglichkeit zum Symptom geworden, wie leicht einige wenige Mitglieder von fernen Stäben und unbekanntem Gremien das Wasser des großen Spendenreservoirs auf die Mühlen ihrer privaten politischen Anschauungen leiten können. Selbstverständlich handelt es sich hierbei – schon angesichts der im Verhältnis zu anderen Aktivitäten recht geringen finanziellen Größenordnung dieses Programms bzw. seines Sonderfonds – um eine Mystifizierung; aber jeder, der im kirchlichen Bereich mit Geld zu tun hat, muß mit ihr rechnen. Und selbstverständlich ebenso mit der Frage, ob denn nicht allzu viele Finanzmittel

auf dem Wege zwischen Geber und Empfänger in einem der zahlreichen kirchlichen Kanäle versickern. Jeder Pfarrer, der die Gestaltung des Kollektenplanes seiner Gemeinde aus dem Amtszimmer in die Sitzung seines Kirchenvorstandes verlegt hat (man muß fürchten, daß allzu viele das noch nicht getan haben), weiß von dieser Art Mißtrauen.

Solches Mißtrauen läßt sich auch positiv interpretieren. Es deutet darauf hin, daß man noch von der Voraussetzung jeder christlich motivierten Hilfsaktion weiß, von der unmittelbaren, persönlichen Zuwendung des Christen zu seinem Mitmenschen. Jenes Bild von dem Leibe Christi schließt – auch wenn man es auf die zwischenkirchlichen Beziehungen anwendet – die personalen Kategorien der Mitfreude und des Mitleidens des einen Gliedes mit dem anderen keineswegs aus.

Möglicherweise ist es in den heutigen ökumenischen Strukturen die Aufgabe, die noch zu lösen ist, dieser persönlichen Zuwendung, die nicht nur ein oft geäußertes Bedürfnis, sondern eine dem biblischen Befund entsprechende Forderung ist, einen angemessenen organisatorischen Rahmen zu geben. Und vielleicht böten Werke nach der Art des lutherischen Diasporawerkes (dies sei hinzugefügt, ohne die Möglichkeiten überschätzen zu wollen) das Modell. Als Beispiel läßt sich auf das Stipendienprogramm für brasilianische Schüler und Seminaristen hinweisen, das nach zehn Jahren seine Bewährungsprobe längst hinter sich hat und das, als es ins Werk gesetzt wurde, einmalig und wegweisend war. Es handelt sich um ein Programm, das eingebettet ist in die großen zwischenkirchlichen Beziehungen und das etwa zwanzig Schulen und Seminaren kontinuierliche Unterstützung gibt. Die Auswahl der Ausbildungsstätten und der an ihnen geförderten Stipendiaten obliegt der Kirchenleitung bzw. dem Schulamt der Kirche. Es gehört ein erheblicher Aufwand, sowohl in Brasilien wie in Deutschland, dazu, zwischen jedem einzelnen Geber, ob Einzelner oder Kirchengemeinde, und jedem einzelnen Empfänger (immerhin inzwischen einige Hundert) die persönliche Beziehung herzustellen. Aber das dankbare Echo auf allen Seiten und die Tatsache, daß die nahezu 70 000 DM, die in jedem Jahr vom Gustav-Adolf-Werk – es hat sich vor einigen Jahren dem Programm angeschlossen – und vom Martin Luther-Bund aufgebracht werden, nahezu mühelos zusammenkommen, rechtfertigen die zusätzliche Mühe und Kleinarbeit.

Es soll nicht geleugnet werden, daß die Betonung des personalen Akzents zur Ineffektivität führen kann. Eine jener deutschen Kirchengemeinden, die in einem langjährigen Engagement einen der Stipendiaten bis zur Beendigung seiner Ausbildung begleitet hatte, lud diesen schließlich zu einem Deutschland-Aufenthalt ein. Man darf wohl annehmen, daß die dafür aufgewandten Kosten etwa denen entsprachen, welche die Gemeinde im Lauf der Jahre für die Aus-

bildung ihres Schützlings aufgebracht hatte. Hier hat sich eine Geber-Empfänger-Beziehung verselbständigt, und es ist nicht nur die Frage einer gewissen Gerechtigkeit für die anderen Stipendiaten, sondern vor allem, ob jene Gemeinde die Kosten für die Reise des jungen Mannes wohl zusätzlich aufbringt oder ob sie in Zukunft sich zumindest für einige Zeit nicht mehr bei der Finanzierung des Stipendienprogramms beteiligen kann.

Beispiele für solche Verselbständigung finden sich immer dort, wo ein besonderer Einsatz zu beobachten ist. So auch im Falle der weit verbreiteten Partnerschaften zwischen Gemeinden (man nennt sie heute lieber »Partnerschaften« und dokumentiert damit ein Ernstnehmen des zwar materiell empfangenden, aber im geistlichen Sinne oft gebenden Partners) oder zu kirchlichen Werken bzw. Arbeitsgebieten. War es ursprünglich zumeist ein besonderer Notstand oder eine zu lösende Aufgabe, welche eine gebende und eine empfangende Gemeinde zusammenführten – wobei das Diasporawerk die Funktion hatte, die Verbindung herzustellen –, so hat sich dann im Laufe der Zeit die Beziehung verselbständigt, nicht zuletzt unter der eben geistlich begründeten Erfahrung, daß der empfangende Teil sich zugleich als gebender Teil erwies und daß das Engagement der beiden Gemeinden in ihren Beziehungen zueinander sich nicht im Abwickeln finanzieller Transaktionen erschöpfte. Sondern es wurden Briefe geschrieben, Prediger oder Predigten ausgetauscht, Reisen unternommen, Fürbitte gehalten, Freundschaften geschlossen. Es bleibt trotz allem die Frage: Soll jene Gemeinde, die sich so stark in einer Paten- oder Partnerschaft bindet, in Zukunft für ein weiteres Engagement in der Diasporaarbeit verloren sein? Wobei in Rechnung zu stellen ist, daß die Probleme nicht die gleichen bleiben, weder in geographischer Hinsicht noch im Blick auf die Nöte des Augenblicks. M. a. W.: Es könnte geschehen, daß eine Gemeinde, gerade weil sie eine stabile und fruchtbare Partnerschaft eingegangen ist, nicht mehr in der Lage ist, den Entwicklungen zu folgen und eben diejenigen Aufgaben zu übernehmen, die heute aktuell sind und die heute nach Trägern rufen.

Das bezeichnete Problem hat natürlich nicht nur in der Gemeindegemeinschaft Bedeutung, sondern ebenso in Bezug auf Gliedvereine des Martin Luther-Bundes, Missionswerke, Landeskirchen usw. Es tritt überall dort auf, wo traditionelle Beziehungen bestehen und gepflegt werden. Der langjährige Generalsekretär des Gustav-Adolf-Werkes, Dieter Knall, schreibt zu diesem Problem in Bezug auf die traditionell engen Beziehungen des von ihm vertretenen Werkes zur österreichischen Kirche u. a. den Satz: »Es wird ernsthaft zu überlegen sein, ob eine Hilfe im bisherigen Ausmaß im Blick auf die Gegebenheiten in den übrigen Diasporagebieten mit gutem Gewissen noch verantwortet werden kann. Man mag sich gerne umsehen und wird zu der Einsicht gelangen, daß die evangelischen

Gemeinden in Österreich und ihre Pfarrer sehr viel besser situiert sind, als das in jeder anderen Diasporakirche des Auslandes der Fall ist« (Werden die Akzente richtig gesetzt – Lieblingskind des Gustav-Adolf-Werkes, in: Die evangelische Diaspora, Jg. 42, Kassel 1971, S. 91 ff.). Dieser unverdächtige Zeuge, heute Superintendent in der von ihm angesprochenen Kirche, stellt in dem genannten Aufsatz seine Frage nur an die Brüder in Österreich, die von sich aus zu größerer Selbständigkeit gelangen sollten. Sicher wäre sie auch in anderer Richtung zu stellen: Haben vielleicht auch touristische Gegebenheiten und traditionelle gefühlsmäßige Bindungen zu jener Beharrlichkeit beigetragen?

In diesem Zusammenhang muß das Problem der gerechten Verteilung des anvertrauten Geldes erwähnt werden. Regiert da nicht häufig der Zufall? Ohne Zweifel gibt es Pfarrer und Kirchenvorstände, denen es besser als anderen gelingt, die Nöte ihrer Gemeinde, die Aufgaben, die in Angriff genommen werden müssen, mit Geschick darzustellen und die infrage kommenden Finanzquellen kräftig sprudeln zu lassen. Manche solcher Aktivitäten könnten einen Werbefachmann erblassen lassen (oder auch den Einpeitscher einer Werbekolonnie!). Was aber ist mit denen, die über solches Geschick nicht verfügen?

Nun wird man allerdings voraussetzen müssen, daß diejenigen, die mit Phantasie und großem Einsatz die Werbetrommel rühren, gewöhnlich auch diejenigen sind, deren Beharrlichkeit und Bereitschaft zum Risiko erst das Anpacken einer neuen Aufgabe ermöglicht. Wenn es gelingt, auf vielen Wegen und mit vielen Methoden viel Geld zusammenzubringen, so ist darin, solange die Methoden nicht zweifelhaft sind, für sich genommen ja noch nichts moralisch Zweifelhafte zu sehen! Im übrigen müßten wir es auch aus unseren eigenen Kirchen wissen: Es gehört nun einmal eine Portion Schlitzohrigkeit und Phantasie dazu, um im Haushalts- und Stellenplan den richtigen Platz zu ergattern. Und wenn am Jahreschluß eine Gemeinde mit ihren Mitteln sehr sparsam gewirtschaftet haben sollte, so braucht dies nicht unbedingt ein Hinweis auf Solidität zu sein, es könnte auch auf dahinsiechendes Leben in der Gemeinde deuten.

Aber diese Überlegung hebt das Erfordernis einer möglichst gerechten Verteilung der Mittel nicht auf; um ihm nachzukommen, haben sich die Diasporawerke stets – bei der Unterstützung größerer Projekte – der Sachkenntnis und des guten Rates der jeweiligen Kirchenleitung sowie der anderen, auf dem gleichen Felde tätigen Institutionen, z. B. des Lutherischen Weltbundes und seines deutschen Nationalkomitees, bedient, Verbindungen, die sich auch dann oft bewährt haben, wenn die Größenordnung der erbetenen und notwendigen Hilfe die finanzielle Kraft eines freien kirchlichen Werkes überstieg.

Insofern wäre es auch für Gemeinden oder für Freundeskreise, die ganz spezielle Verbindungen zu bestimmten Gemeinden oder Aufgabengebieten im

Ausland unterhalten, empfehlenswert, sich die Informationen zunutze zu machen, die den Diasporawerken zur Verfügung stehen. Als praktikables Instrument hierzu haben sich beispielsweise die regelmäßig auch von den Diasporawerken aufgestellten »Projektlisten« erwiesen, in denen all diejenigen Projekte und Aufgaben zusammengestellt sind, für welche Unterstützung nötig ist und bei denen sich die Diasporawerke für eine sinnvolle Verwendung der anvertrauten Mittel verbürgen können.

Es geht auch um die Gerechtigkeit bei der Feststellung, daß es werbewirksame Projekte gibt, und ihnen gegenüber andere Aufgaben, denen solches Attribut leider nicht zukommt. Mit Spenden läßt sich Arbeit für behinderte Kinder leichter finanzieren als etwa der Druck eines Bilderbuches für den Kindergottesdienst. Die Diakonie ist stets im Vorteil. Auch geographische Gegebenheiten spielen eine Rolle. Für Osteuropa öffnen sich die Hände leichter als für Westeuropa, obwohl es eine kaum bezweifelbare Tatsache ist, daß in bestimmten westeuropäischen Regionen die wirtschaftliche Gefährdung der Diasporagemeinden und ihrer Pfarrer viel besorgniserregender ist.

An dieser Stelle müßte ein Werk, das der ganzen Diaspora verpflichtet ist, ausgleichend wirken. Die Voraussetzung dazu ist allerdings, daß es über die nötigen Mittel verfügt. Es müßte, könnte man in dieser Richtung nur mit dem Kreis der freiwilligen Spender rechnen, geradezu korrumpierend wirken: nur »publikumswirksame« Projekte könnten berücksichtigt werden! Um so dankbarer muß vermerkt werden, daß in den letzten Jahren ein spezieller Titel für die Diasporahilfe in einige landeskirchliche Haushalte (wie auch in den Haushalt der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands) Eingang gefunden hat. Die Verwaltung dieser Mittel, die zumeist den Diasporawerken in die Hand gegeben werden, bedarf zwar gleicher Sorgfalt in der Rechnungslegung, nicht aber unbedingt gleicher Publizität; auf diesem Wege kann dann »Benachteiligten« Unterstützung zukommen. In vielen kirchlichen Gremien begegnet man größtem Verständnis, wenn die aus dem Haushalt gegebenen Mittel in dem angedeuteten Sinne verwendet werden (In einer norddeutschen Landeskirche änderte man allerdings vor einigen Jahren die Ausschreibung der landeskirchlichen Kollekte bei den Diasporawerken – und nur bei ihnen – von: »Für das . . . -werk« in: »Für ein Projekt des . . . -werkes«. Ob hier statt des Vertrauens jene oben beschriebenen Vorbehalte gegen Anonymität und Großräumigkeit der Arbeit gewirkt haben?).

Darüber hinaus ermöglicht solche Subvention die Deckung von Verwaltungs- und Personalkosten, so daß man die Spendenmittel in voller Höhe weitergeben kann. Man sollte dem Freundes- und Spenderkreis jedoch nicht verschweigen, daß der Verwaltungsaufwand notwendig und unumgänglich ist. Auch »Verwal-

tung« bedeutet in hohem Maße direkte Arbeit für die Diaspora: Schriftwechsel und Reisen, durch welche Kontakte gefestigt (in bestimmten Regionen überhaupt erst ermöglicht!) werden, Herausgabe von Informationen, Vorträge in Gemeinden und Pfarrkonventen, Organisation von Sammlungen, Vorbereitung von Gemeindefahrten und Studienreisen usw.. Und wie sollte im übrigen Geld ins Ausland gelangen, wenn es nicht irgendwo ein Büro gäbe, das die nötigen Bankformalitäten erledigt, oft übrigens auch stellvertretend für andere Institutionen.

Man kann, dies sei unbedingt hinzugefügt, auch in einem Freundes- und Mitgliederkreis mit viel Verständnis für diesen Sachverhalt rechnen, vorausgesetzt man unterrichtet ihn ausführlich genug über die finanziellen Gegebenheiten des Werkes. Die Erfahrung zeigt zum Beispiel, daß die regelmäßige Veröffentlichung der Jahresrechnung durchaus anregend auf die Bereitschaft wirkt, dem Werk weiterhin Geld in die Hand zu geben.

Es bedarf keiner Begründung, daß es in der Diasporaarbeit wie in der Mission nicht ohne Partnerschaft zwischen den Werken hier im Lande und den Kirchen und Gemeinden, denen ihre Arbeit gilt, abgehen kann. Der Gedanke der Autonomie ist nun einmal – theologisch gesehen – ein sehr fragwürdiger Gedanke, und wiederum ist an das Bild des Leibes Christi zu erinnern. Es gilt auch für Kirchen, daß sie, wenn sie sich vom Ganzen des Leibes trennen, geistlich absterben werden. Dies bedeutet, daß es eine gemeinsame Verantwortung von Geber und Empfänger für die in der Diaspora zu lösenden Probleme gibt.

Auch dieser Gedanke soll konkretisiert werden. Zu welchem Zeitpunkt erhalten wir gewöhnlich die Gelegenheit, die Probleme und Planungen der Brüder in der Diaspora mitzubedenken? Kaum übertrieben zu sagen: Dann wenn Schulden zu decken sind! Natürlich ist daran zu erinnern, daß manche Gemeinde niemals zu einem lange benötigten Gebäude gekommen wäre, hätte sie nicht das Wagnis einer langjährigen hohen Verschuldung auf sich genommen. Es wäre wirklichkeitsfern, wollte man mit der Elle solider landeskirchlicher Finanzgebarung messen. Aber ist es nicht auch eine Form der Entmündigung des Partners, wenn man sich erst dann, wenn Zinsen und Tilgungsraten drücken, der Möglichkeiten eines Diasporawerkes entsinnt? Ganz selten nur gelingt es, der Rolle des Lückenbüßers zu entgehen und einer Diasporagemeinde bei einer Bauaufgabe schon im Stadium der Planung Partnerschaft zu leisten. Wobei zu diesem Zeitpunkt noch zweierlei möglich wäre: überzogene Pläne von vornherein auf ein realistisches Maß reduzieren zu helfen und in solchem realistischem Rahmen dann kräftige Hilfe zu leisten, auch bei der Kreditaufnahme! Es sind Sternstunden in der Diasporaarbeit, wenn man einmal gemeinsam auf einem leeren Bauplatz steht und miteinander in die Zukunft denkt. In einem kürzlich im Be-

reich der Missionsarbeit entstandenen Papier stehen zu dieser Thematik beherzigenswerte Aussagen:

»Es entspricht dem Sinn der Partnerschaft, wenn über Arbeitsvorhaben und den Einsatz von Mitteln und Kräften in voller Offenheit gemeinsam beraten und ein einmütiges Ergebnis gesucht wird. Die dafür jeweils nötigen Verfahrensweisen und Strukturen sind nur Werkzeuge des Dienstes. Sie sollten deshalb angemessen sein und nötigenfalls revidiert werden. Sie sollten Realitäten wie zum Beispiel ein erhebliches Ungleichgewicht zwischen den Partnern sowie die Machtverhältnisse nicht verschleiern, aber auch nicht festschreiben.«

In Bezug auf die Diasporaarbeit ist bei solcher Partnerschaft in besonderem Maße zu berücksichtigen, daß in den Partnerkirchen die sozialen, kulturellen und nationalen Eigentümlichkeiten eine besondere Rolle spielen. Die eigenen geistlichen oder theologischen Erkenntnisse lassen sich nicht ohne weiteres übertragen. Wenn sie auch niemals verschwiegen werden können, so ist es doch einfach ein Gebot der seelsorgerlichen Verantwortung, sie behutsam vorzutragen und weiterzugeben. Man möge beispielsweise überlegen, was es für einen Menschen, der noch im baltischen Lebens- und Sprachraum herangewachsen ist und heute irgendwo in Westeuropa lebt, bedeutet, wenn man ihm sagt, er möge in Gebet und Gottesdienst auf seine Muttersprache, in der ihm doch seine geistlichen Erfahrungen zuteilgeworden sind, verzichten. Beklagenswerterweise muß hinzugefügt werden, daß den baltischen Exilchristen, deren Gemeinden naturgemäß nicht gerade im Wachsen begriffen sind und bei denen eine Kosten-Nutzen-Analyse jedes Jahr ein negativeres Ergebnis hätte, solche wenig taktvollen Empfehlungen aus dem kirchlichen Raum durchaus zuteil werden.

Der Beispiele wären viele, mit denen man zeigen könnte, daß es geradezu kirchenzerstörerisch wirkt, wenn dem Partner in der Diaspora theologisch Richtiges ohne Rücksicht auf seine Herkunft, Geschichte, Sprache und augenblickliche Lebensform nahegebracht werden soll. In Chile war es die im Namen des Gebotes der Nächstenliebe erhobene Forderung an die Gemeinden, deren vielfach dem Mittelstand angehörende Glieder unter dem vergangenen Regime teilweise selber Benachteiligungen oder Bedrückungen ausgesetzt waren, sich nun der ehemaligen Gegner anzunehmen (oder sollte man sich gar mit ihnen politisch solidarisieren?). In aller Vorsicht (und in dem Bewußtsein, daß die aufgetragene Botschaft unverkürzt verkündigt sein will) möchte man fragen, ob nicht ein wenig mehr Behutsamkeit und Rücksicht auf die persönlichen Erfahrungen, Erinnerungen und Gefühle derer, die angesprochen werden sollten, die Kirchenspaltung hätte vermeiden helfen.

Ähnliches gilt für das Sprachproblem. Warum fanden nach dem Zweiten Welt-

krieg in Kanada zahlreiche aus Deutschland kommende oder in Osteuropa beheimatete deutschstämmige Einwanderer ihre kirchliche Heimat in einer der vielen Pfingstgemeinden? Vielleicht weil man dort in der Sprachenfrage toleranter war und von ihnen – anders als bei den Lutheranern – nicht gleich den radikalen Wechsel in den angelsächsischen Sprach- und Kulturraum forderte? In diesem Sinne darf die Diasporahilfe nicht zu einem Mittel der Weitergabe eigener Erkenntnisse und Meinungen werden. Und es ist Dieter Knall zuzustimmen, wenn er in dem schon genannten Aufsatz schreibt: »Grundsätzlich will sich das Gustav-Adolf-Werk niemals in die inneren Angelegenheiten und Entscheidungen einer Diasporakirche einmischen, am wenigsten durch Gewährung finanzieller Unterstützungen, sondern respektiert die von den Brüdern am Ort gesetzten Schwerpunkte und Prioritäten« (a. a. O. S. 96). Wobei der Autor sicherlich voraussetzt, daß mit den Brüdern in der Diaspora Einigkeit im Grundsätzlichen besteht und daß beide, die Gemeinden in der Diaspora und das Diasporawerk, das ihnen beistehen möchte, dem gleichen Evangelium Raum unter den Menschen schaffen möchten.

Im Martin Luther-Bund und den ihm vorausgehenden Gotteskastenvereinen ist es – aus diesem Grunde! – seit den Anfängen die Verpflichtung für die lutherische Kirche und ihre Diaspora gewesen. Wo man sich in dieser Zielsetzung mit dem Partner in der Diaspora einig weiß, wird sich – bei aller Offenheit für den ökumenischen Dialog – gewiß ein besonderes Engagement dieses der lutherischen Kirche verpflichteten Werkes und seiner Freunde darstellen. Es sind Wort und Sakrament, durch welche Kirche gebaut und Kirche erhalten wird, und es ist keineswegs eine illegitime Bevormundung der Partner, wenn wir sie dort, wo es um die Gestaltwerdung von Wort und Sakrament geht, schwerpunktmäßig unterstützen. Dies nicht nur, weil der Martin Luther-Bund mit eben dieser Akzentsetzung nach seinen Freunden sucht und sie um ihr Geld bittet, also in dieser Richtung auch dem Spenderwillen nachzukommen sucht, sondern aus der Überzeugung heraus: als Kirche leben unsere Partner ebenso wie wir aus der gleichen Quelle von Wort und Sakrament; dies ist der Grund, und wer hierauf baut, der lebt, bei allem Ungleichgewicht, was das Maß der materiellen Mittel angeht, in einer Partnerschaft miteinander, welche die Bevormundung von vornherein ausschließt, das Gespräch um das gemeinsame Fundament aber geradezu fordert.

Hier wären nun all die Formen des Gebens und Nehmens aufzuführen, die nicht mehr die Finanzen betreffen, sondern die Kommunikation, die theologische Arbeit, die gegenseitige Erbauung im eigentlichen Sinne des Wortes. Je mehr wir auf dieser Ebene die Gemeinschaft miteinander halten, um so weniger brauchen wir uns darum zu sorgen, daß das Diasporawerk zu einer Art internationa-

lem Bankinstitut degeneriert. Glücklicherweise gibt es nicht wenige Verbindungen zu Minderheitskirchen in der großen lutherischen Familie, bei denen das Geld überhaupt keine Rolle spielt, weil der äußere Bestand aus eigener Kraft gesichert werden kann. Die finanzielle Hilfe darf immer nur einen Teilaspekt, und nicht einmal den wichtigsten darstellen. Wo Gemeinschaft unter Gemeinden und Kirchen wächst – Gemeinschaft, die sich von der *communio sanctorum* her versteht – da ist die finanzielle Unterstützung eine Selbstverständlichkeit, aber auch nicht mehr. Sie steht neben der Fürbitte, dem brüderlichen Austausch, der gemeinsamen Bemühung auf dem Felde der Theologie, neben dem gemeinsamen Zeugnis und neben der Aufgabe, einander dazu das rechte Handwerkszeug in die Hand zu geben. Es heißt verantwortlich mit dem anvertrauten Geld umzugehen, sich seines relativen Wertes bewußt zu bleiben. Die wahren Schätze der Kirche sind die Güter, die ihr vom Herrn anvertraut sind: sein heiliges Wort und seine Sakramente!

Weil Gott unserer Güter nicht bedarf, steht fest, daß das, was wir unserem Nächsten zugute kommen lassen, ihm zukommt. Martin Luther